

dot
books

MONALDI
&
SORTI

VERITAS

Blut des Kaisers

Dritter Roman



Franz und Camilla heirateten, und was von da an geschah, hatte die Chormeisterin selbst uns berichtet: Als der Krieg um die spanische Erbfolge ausbrach, kehrten sie nach Wien zurück, wo sie erfahren mussten, dass Camillas und Cloridias Mutter inzwischen gestorben war. Franz trat wieder in Josephs Dienste und mit ihm seine Frau. Aber der junge Deutschrömische König erkannte in ihr die türkische Sklavin, in die er sich einst verliebt hatte, nicht wieder. Ein Jahr später starb Franz.

Obwohl er nicht wusste, wer sie war, fühlte sich Joseph erneut zu Camilla hingezogen, ja, er gewährte ihr diesmal (wie wir schon von Gaetano Orsini wussten) sogar seine Freundschaft und sein Vertrauen. Um Joseph für seine Zuneigung zu danken, komponierte die junge Frau für ihn vier Jahre lang jedes Jahr ein Oratorium, doch sie wollte auf keinen Fall bezahlt werden, und das hatte mich so argwöhnisch gemacht.

Jetzt hatte Camilla es uns erklärt: Sie fürchtete, ihr Name könne den Zahlmeistern bekannt werden, die Josephs private Kassen oder auch die Kasse für die Hofbediensteten verwalteten. Dann hätte man ihr Fragen zu ihrer Person gestellt, und bei der Wiener Vorliebe für Genauigkeit hätte man früher oder später entdeckt, wer sie in Wirklichkeit war.

Also hatte sie es vorgezogen, ihren Unterhalt zu verdienen, indem sie durch Österreich reiste und sich als Heilerin mit dem Dinkelkorn verdingte, wie sie es von ihrer Mutter gelernt hatte. Zum Glück stammte diese Methode aus derselben Tradition, von der sich vor Jahrhunderten auch die Heilige Äbtissin Hildegard von Bingen hatte leiten lassen, ein Umstand, der es Camilla gestattete, sich zu einer Schülerin Hildegards zu erklären und ihre orientalische Herkunft geheim zu halten. In Wien konnte sie nicht praktizieren, denn dort musste man examiniert und approbiert sein, das heißt, man benötigte eine Lizenz der Universität. Außerdem lebte Kardinal Collonitz noch bis 1707, es war also besser, sich nicht allzu oft in der Kaiserstadt blicken zu lassen.

Als Joseph sie am Ende des vergangenen Jahres 1710 gebeten hatte, sich in der Hauptstadt niederzulassen, da er ihren Rat brauchte, hatte sie sich wieder geweigert, Geld von ihm anzunehmen. Als Vorwand hatte sie angeführt, dass sie nicht mehr komponieren wolle. Stattdessen hatte sie den Wunsch geäußert, in ein Kloster zu gehen. Ihre Majestät hatte sie der Himmelpforte zugewiesen, gegenüber der Wohnstatt der jungen Pálffy, die Eugen von Savoyen im Straßoldischen Hause, unweit von seinem Palais, untergebracht hatte.

Als der Kaiser sie dann gebeten hatte, ein Oratorium zu Ehren des Päpstlichen Nuntius einzustudieren, hatte sie dafür die letzte ihrer Kompositionen gewählt, den *Heiligen Alexius*. Was ich noch nicht wusste, war, dass dieses Oratorium eine besondere Bedeutung barg: Camilla hatte sich selbst darin dargestellt, denn wie Alexius war sie zurückgekehrt, ohne dass jemand sie erkannte. Wer weiß, ob Camilla sich dem Kaiser bei ihrer letzten Begegnung doch noch offenbart hatte, so wie Alexius von den Eltern und der Braut erst auf dem Totenbett erkannt wird? Cloridia hatte mir berichtet, ihre Schwester wolle nicht darüber sprechen, sie bete Tag und Nacht, um ihrer Verzweiflung Herr zu werden.

Das Bildnis der kleinen Mädchen in dem herzförmigen Anhänger waren also nicht meine Töchter, sondern Cloridia und Camilla als Kinder. Das Halsband hatte ihrer Mutter gehört – es linderte den Schmerz über die ihr allzu früh entrissenen Töchter –, und nach ihrem Tod war es im Hause von Gerolamo Giudici geblieben, dem Statthalter Collonitz’.

Als Atto, Simonis und ich am gestrigen Tage vom Ort Ohne Namen nicht zurückkehrten, hatte Cloridia sich besorgt an die Chormeisterin gewandt. Sofort hatten sie sich mit einer kleinen Kutsche des Klosters gemeinsam auf den Weg zum Neugebäu gemacht. Camilla ahnte, dass etwas Ungewöhnliches vor sich gehen musste, und hatte vorgeschlagen, in dem Weinkeller, den die Schwestern der Himmelpforte in der Nähe besaßen, Unterschlupf zu suchen. Während der Fahrt hatte Cloridia, üble Machenschaften von Abbé Melani fürchtend, sich entschlossen, den Schrein aufzubrechen, den er mir anvertraut und den sie verwahrt hatte. Und sie hatte darin gefunden, was sie nie erwartet hätte: ihr eigenes Porträt als Kind, daneben dasjenige Camillas, die sich ebenfalls sofort erkannte. Da hatte die Chormeisterin ihr alles gebeichtet. Sie wusste es nämlich bereits, natürlich durch Atto.

Hier endete der Bericht meiner Frau. Nachdem ich sie gebeten hatte, mir die Geschichte viermal zu erzählen, entließ ich sie. Das Schweigen, in das ich zurückfiel, trocknete meine Tränen und ließ Raum für klarere Überlegungen, bei denen sich alles nach und nach in seinen Platz fügte. Die Anfänge der Bekanntschaft zwischen Atto und Camilla zum Beispiel.

Im September 1700 erzählte Camilla dem Abbé ihre eigene und die Geschichte ihrer Mutter. Da er um die Vergangenheit meiner Frau wusste, erkannte Atto sofort, dass die zukünftige Chormeisterin und Cloridia Töchter derselben Mutter sein mussten. Er vertraute Camilla seine Eingebung an, täuschte jedoch vor, nicht zu wissen, wo Cloridia zu finden sei ... obwohl er soeben aus Rom zurückgekehrt war, wo er meiner Gemahlin zehn Tage lang fast täglich begegnet war.

Wie immer ging es Melani auch hier nur um seine eigenen Interessen. Er wollte nicht, dass Franz de' Rossi und Camilla nach Rom gingen, was sie gewiss getan hätten, wenn sie erfahren hätten, dass Camillas Schwester dort lebte. Nach all den Intrigen, für die er mich benutzt hatte, wollte er verhindern, dass Cloridia der Schwester von seinen Missetaten berichtete. Außerdem war ihm viel mehr daran gelegen, dass Franz und Camilla nach Wien zurückkehrten. Dort konnten sie ihm überaus nützlich sein, da der Ausbruch des Krieges um die spanische Erbfolge unmittelbar bevorstand. Und es war ihm nicht schwergefallen, das Paar zu überzeugen, im Reich zu bleiben: Er hatte behauptet, Wien sei der wahre Mittelpunkt der italienischen Musik, während das Papsttum im Niedergang begriffen sei, Frankreich an den irrwitzigen Ausgaben für Krieg und Ballette kranke und das Goldene Zeitalter Kardinal Mazarins seit langem schon beendet sei.

Er würzte seine Darlegungen mit einer Halbwahrheit: Er sei mir und Cloridia etwas schuldig (das war die Wahrheit), weshalb er versuche, uns ausfindig zu machen (das war gelogen, er wusste sehr wohl, wo er uns finden würde, hatte er uns doch kurz zuvor in der Villa Spada schmähslich im Stich gelassen). Schließlich versprach er, Camilla von den Fortschritten seiner Suche auf dem Laufenden zu halten. Damit hatte er einen Vorwand, Kontakt zu Camilla und Franz zu halten, falls er in Wien eine Gefälligkeit benötigte ...

Und dies war ein weiterer der vielen Gründe, die Atto bewogen hatten, seine Schuld endlich zu begleichen und mir durch einen Wiener Notar eine Hinterlassenschaft überschreiben zu lassen: Er wollte endlich die Begegnung zwischen Camilla und Cloridia herbeiführen. Doch davor hatte er noch ein weiteres Hindernis eingeplant: Die

Chormeisterin durfte sich meiner Frau erst zu erkennen geben, wenn er selbst aus Wien abgereist war. »Ich möchte keinen Dank«, hatte er Camilla mit falscher Bescheidenheit gesagt. Der Grund war ein ganz anderer: Er fürchtete den Zorn meiner Frau, wenn sie entdecken würde, dass Atto ihr die Schwester gut elf Jahre lang vorenthalten hatte.

Der alte Abbé hatte gehofft, vor dieser Enthüllung aus Wien abreisen zu können. Doch die Ereignisse hatten es ihm verwehrt, sich davonzustehlen und uns sitzenzulassen, wie er es vor elf Jahren in Rom und davor noch, bei unserer ersten Begegnung vor achtundzwanzig Jahren, getan hatte. Zu anderen Zeiten wäre ich mit Anklagen, einem Haufen Fragen und schweren Vorwürfen herausgeplatzt, jetzt nicht. Selbst wenn ich gewollt hätte, ohne die Gabe der Stimme vermochte ich es nicht mehr. Und das war besser so: Cloridia, gerührt von den durchsichtigen Winkelzügen des alten Kastraten, hatte ihm sofort verziehen.

Und schließlich zerstreute Cloridias Erzählung den letzten Schatten, der noch auf Atto lastete. Der Satz, den ich jenen Armenier zu Atto hatte sprechen hören, nämlich dass die Diener des Hauses »das Herz ihres Herrn verkauft hatten«, bedeutete einfach, dass Atto vermittels des Armeniers den Diebstahl des herzförmigen Anhängers für viel Gold in Auftrag gegeben hatte! Das Ganze hatte also nichts mit dem Kaiser oder den Armeniern des Agas zu tun.

Im Stillen lachte ich bitter über all diese Verwicklungen, die mich im Kreis hatten irren lassen, während sich hinter meinem Rücken die ganze Welt umzukehren begann: Die Erde würde zu Wasser werden, das Wasser zu Erde und der Himmel zu Feuer.

Endlich verklang der Ton, der meine Gedanken betäubte, und ich hörte nur noch ein fernes Echo. Ich schlief ein.

Als ich erwachte, erblickte ich Atto, der auf einem Sessel an meinem Kopfende saß. Nunmehr waren unsere Geschicke enger verbunden denn je. Wien hatte uns nichts mehr zu bieten, und Atto würde uns mit nach Paris nehmen. Eine großzügige Geste, die er sich noch wenige Jahre zuvor nie erlaubt hätte. Jetzt, am Ende seines Lebens, gewährte er uns diese Gunst nur allzu gerne, wie alle, die in Gottes Gnade sterben möchten. Er hatte Cloridia überzeugt, sein Angebot anzunehmen. Wir würden in seinen Diensten fürstlich entlohnt werden, und er würde dafür sorgen, dass unser Kleiner eine angemessene Ausbildung erhielt.

»Ich bin sicher, dass der Allerchristlichste König mich bald nach Pistoia zurückkehren lassen wird; dann kommst du und deine Familie mit mir«, hatte er angekündigt.

Camilla sah ich nicht mehr. Wo war sie? Wieder betrachtete ich Cloridia und liebte ihre tränenfeuchten Wangen, außerstande, sie zu trösten. Sie hatte eine Schwester wiedergefunden, Fleisch von ihrem Fleische, aber sie hatte den Mann verloren, den sie kannte. Jetzt hatte sie einen anderen, weniger fröhlichen, der weniger taugte, ihr Liebe zu zeigen. Aber es war ein sehr entschlossener Mann. Schon fühlte ich in mir den Wunsch heranreifen, das Schwert zu ergreifen, ein ganz besonderes Schwert. Die Zeit dafür würde bald kommen.

Während sich in meinem Geist die Gedanken an die Vergangenheit drängten, versank Wien in Trauer. Wäre Joseph noch am Leben gewesen, hätten an diesem Samstag Handwerker und Kaufleute mit ihren Gesellen das Vierzigstundengebet sprechen müssen. Doch jetzt stand uns etwas ganz anderes bevor. Statt uns zum Gebet zu versammeln, würden wir uns unter die Wartenden einreihen, um seinem Leichnam die letzte Ehre zu erweisen. Wir hatten es von den Schwestern der Himmelpforte erfahren: Einbalsamiert von den Leib-Barbieren und hergerichtet für die Totenwache, lag der arme geschundene Körper Ihrer Kaiserlichen Majestät auf einer Parada-Bühne in der Ritterstube der Residenz. Am heutigen Abend würde die Totenwache beginnen, freilich nur für die Angehörigen des Hochadels, welche die ganze Nacht lang und am folgenden Tag zu jeder Stunde jeweils zu zweit eintreten und ihrem Kaiser den letzten Gruß erweisen würden. Von morgen an durfte auch das Volk in die Ritterstube strömen und an den vier Altären Totenwache halten, die aus diesem Anlass bis zum 20. April, dem für die Exequien festgesetzten Tag, dort aufgestellt waren.

Und endlich erfuhr ich, wo Camilla war. Täglich zwischen zehn und elf sowie zwischen achtzehn und neunzehn Uhr sollten die Hofmusizi vor dem kaiserlichen Leichnam den fünfzigsten Psalm auf Lateinisch singen. Auf ausdrücklichen Wunsch von Joseph, der dies alles vor seinem Ende in geistiger Klarheit angeordnet hatte, würde die Chormeisterin sie dirigieren.

Atto hatte Camilla gebeten, ihn mitzunehmen, und eben kehrte sie zurück, um ihn abzuholen. Der Abbé wollte sich von mir verabschieden, doch ich protestierte mit wilden Handbewegungen: Wie konnte ich denn fehlen bei dem letzten Gruß an den Kaiser, den ich hatte sterben sehen? Ich stand aus meinem Bett auf, entwand mich dem liebevollen Griff Cloridias, legte meine besten Kleider an und schloss mich ihnen trotz ihrer Warnungen an.

Während wir auf der Straße warteten, dass Camilla uns mit der Kalesche abholte (sie wollte uns nicht einen Schritt zu Fuß machen lassen), kam Atto der Frage zuvor, die ich ihm hatte stellen wollen und die er durch meinen Blick erraten hatte:

»Nein, ich gehe keinerlei Risiko ein, wenn ich mich blicken lasse. Der Plan der Verfluchten ist gelungen, der Kaiser ist tot. Und nach einem Staatsverbrechen pflegen die Meuchelmörder und ihre Auftraggeber immer zu verschwinden. Einige gehen fort, wie Eugen, andere bleiben, doch versteckt, um die Situation zu kontrollieren, aber generell gilt: zwei bis vier Tage lang gar nichts tun. Sie werden sehen, dass wir Totenwache am Sarg halten, aber sie werden nicht einschreiten. Sie wissen, dass wir nun nichts mehr unternehmen können.«

In der von unzähligen Kerzen erleuchteten Ritterstube bezogen Hartschiren und Trabanten Wache vor dem Katafalk. Dieser stand auf einem dreistufigen Podest und war mit Stuckwerk in brüniertem Gold geschmückt, darüber prangte ein Baldachin aus schwarzem Samt mit Seidenfransen.

Ihre Kaiserliche Majestät bot einen makellosen Anblick. Der Leichnam lag genau dort, wo Joseph viele Male Besucher und Ehren empfangen hatte, wo er in seinem kurzen Leben zahlreichen Versammlungen und Zeremonien vorgesessen hatte. Gewand und Umhang waren aus schwarzer Seide mit gleichfarbiger Spitze; auf dem Haupt die rotblonde Perücke und ein schwarzer Hut; der Degen an der Seite und ein kleines Wappen mit dem Goldenen Vlies um den Hals. Der Sarg, in dem er lag, war mit karmesinrotem Samt ausgeschlagen und ebenfalls mit schwarzem Goldstück verziert; der Kopf ruhte auf zwei Kissen. Der Einbalsamierer hatte gute Arbeit geleistet. Mich überraschte das Fehlen der Blatterneschwüre auf dem Gesicht – Folge der Mumifizierung oder Zeichen eines gewaltsamen Todes?

Vor dem Kaiser hing ein großes Kruzifix aus Silber, daneben stand das Weihwasserbecken. Rechts waren die Kaiserlichen Insignien aufgestellt: die Krone, der Reichsapfel, das Szepter und das Goldene Vlies auf einem vergoldeten Kissen; zur Linken die Kronen der Reiche Ungarn und Böhmen. Nah dabei standen, mit schwarzem Taffet bedeckt, ein silberner Kessel und ein Becher. Den Gebräuchen des Hauses Habsburg gemäß enthielt einer Herz und Zunge Josephs, der andere Hirn, Augen und Eingeweide. Auf zwei schwarz überzogenen Betstühlen saßen der Hof-Cappellan und vier Patres der Barfüßigen Augustiner, welche das Toten-Offizium murmelten.

Und dann sah ich sie von weitem alle wieder: den Kastraten Gaetano Orsini (er zeigte noch Spuren blauer Flecke), die Landina, Sopranistin und Gattin des Theorbenspielers Francesco Conti, und die anderen. Ich machte mich nicht bemerkbar – wie hätte ich sie grüßen können, stimmlos, wie ich war? Ich beobachtete sie: die Gesichter waren eingefallen, abwesend die Blicke. Sie hatten sich vom *Heiligen Alexius* verabschieden müssen; die Aufführung des Oratoriums zu Ehren des Nuntius war abgesagt worden. Was würde aus ihnen werden, nun, da der geliebte Joseph tot war, nun, da ihr junger Wohltäter nicht mehr lebte?

Würde sein Bruder Karl, wenn er aus Barcelona kam, um sich auf den langersehnten Kaiserthron zu setzen, sie behalten oder allesamt entlassen?

Vinzenz Rossi kam uns entgegen, er tauschte mit Camilla Gesten des Trostes, und während die Chormeisterin sich anschickte, die Sänger zu dirigieren, wies er uns Plätze in einem Winkel an, wo wir uns bis zum Ende der Darbietung würden aufhalten können. Ich kannte Psalm 51 und wiederholte die Worte im Geiste:

Entsündige mich mit Ysop, dann werde ich rein.

Wasche mich, dann werde ich weißer als Schnee.

Sättige mich mit Entzücken und Freude!

Jubeln sollen die Glieder, die du zerschlagen hast.

So geschah es, dass die allgemeine Trauer eins wurde mit der Leere, die in mir herrschte. Das Leid jedes kaiserlichen Untertanen war in mir, durchquerte meinen Körper, und ich wurde zu einem Funken aus Schmerz, den der Wind dieses flehenden Gesangs mit sich trug. Meine Gedanken jedoch wurden nicht milde gestimmt. Während um mich herum unterdrücktes Weinen die Luft erzittern ließ, blieb ich kalt und abweisend. Der Gleichmut